

Zur französischen Krise.

Die heutige französische Krise ist für die Nächstbeteiligten eine Frage der Eroberung oder Erhaltung ihrer Machtstellung. Poincaré, Briand, Clemenceau, Barthou, Gallieni, Duguesne und wie sonst die Helden in diesem Schauspiel heißen mögen, schwören bei allen Heiligen der Republik und des französischen Himmels und denken dabei doch nur an ihre eigene interessante Person; bereit, jeden Augenblick ihren Katechismus zu ändern, wenn die politische Konjunktur das so mit sich bringen sollte. Uns aber sind alle diese Streber und Ränkeschmiede, Abenteuerer und Staatsstreicher, Rechtsverdreher und Säbelraßler persönlich völlig gleichgültig. Für uns hat nur die Frage Bedeutung, ob ein neues Frankreich und was für ein neues Frankreich aus dieser großen Krise hervorgehen wird. Nicht als wenn wir uns den Bersöhnungshoffnungen pacifistischer alter Damen und futuristischer Ueber-Aesthetizisten hingeben. Solche Sentimentalitäten haben wir uns ja nach dem Vorbild Bethmann Hollwegs beläufig gründlichst abgewöhnt. Aber wenn uns nicht die Liebe mit Frankreich eint, so knüpfen uns doch an unsere Nachbarin die gleichfalls recht festen Bande der Feindschaft, wie sie nicht von uns, aber den von England gelenkten Pariser Kriegspetulantengewollt ist. Es ist daher nicht belanglos für uns, wenn Madame La France in und an ihrem Staatshause Umbauten oder Neubauten vornimmt. Früher oder später muß auch ihre Kriegführung heute — und später ihre ganze äußere Politik von den Umwälzungen in ihren vier Pfählen beeinflusst werden. Nun sind zwar solche Umwälzungen zurzeit noch nicht als unmittelbar bevorstehend anzusehen, wohl aber ist das Drama der inneren Krise in einen neuen Akt getreten, der das Land der Peripetie und vielleicht auch der Katastrophe näher bringt. Wie auch die Frage Gallieni gelöst werden mag, die Frage des Verhältnisses der bürgerlichen und militärischen Gewalt zueinander wird nicht so leicht geordnet werden. Sie beunruhigt das innere Leben Frankreichs seit 1789; ist manchmal in eine gewisse Latenz verfallen, um dann desto heftiger wieder vorzubrechen; immer hat sie die heftigsten Erschütterungen mit sich gebracht.

Nach Beginn des Krieges richtete sich die Opposition der Demokratie zuerst gegen die „Diktatur“ der vollziehenden Gewalten im allgemeinen. Dann gab ihr Clemenceau die Spitze gegen den angeblichen oder wirklichen Absolutismus des Generalhauptquartiers. Poincaré und seine Minister wurden nur beschuldigt, sich zu Helfershelfern der Säbelraßler gegenüber dem Parlament zu erniedrigen. Bei der ersten Gallienikrise, die unmittelbar nach Briands Rückkehr aus Rom eintrat, stellte sich Escasée und Ministerpräsidium in der Tat an die Seite des Kriegsministers General Gallieni; und zwar aus zwei Gründen: e i n m a l, weil die Regierung wirklich der Ueberzeugung war, daß die oberste Heeresleitung, als deren Vertreter im Kabinett Gallieni galt, in außerordentlichen Zeiten auch außerordentliche Bewegungsfreiheit haben müsse und durch Kammerlaunen nicht belästigt werden dürfe; sodann, weil insgeheim auch Poincaré und Briand den durch den Krieg allzu mächtig gewordenen Generalen nicht recht trauten und Gallieni, als den damals einflussreichsten Kriegsmann, lieber im Ministerkreise unter konstitutioneller Aufsicht behielten, als ihn ins Lager der beleidigten und rachedürstenden Diminutio-Bonapartes abziehen zu lassen. Heute fürchtet man anscheinend Gallieni nicht mehr — oder aber Gallieni will sich durch die Vorstellungen der Zivilregierung nicht mehr zurückhalten lassen. Es wäre möglich, daß die Krise heute so weit gediehen ist, daß die g e s a m t e bürgerliche Republik — Präsidium, Ministerium, Volksvertretung — sich gegen die Säbelmänner wehren muß. Mit allen Palliativmitteln wird man an dieser verhängnisvollen Entwicklung kaum etwas ändern können; mit welchen Pflästerchen man auch zunächst die Gallienikrise zu verkleben suchen mag. Der Widerstreit zwischen Heeresgeist und Demokratie scheint unüberbrückbar; in Frankreich wenigstens.

Die Republiken sterben durch ihre Heere, hat man gesagt. Dieser Gefahr vorzubeugen, bemühten sich bereits die Männer der ersten Revolution. „Nicht von der Zahl allein und der Mannszucht eurer Soldaten — rief Saint-Just im Konvent —